# Vor lauter Ideen die Bilder übersehen

**Kunst** Søren Grammel zeigt im Museum für Gegenwartskunst, wie sich Künstler auf der Motivsuche bei Kollegen bedienen

Auch nackt rumliegen bedarf der Vorbereitung: Ein Aktmodell wird in Pose gebracht. ZVG

VON SIMON BAUR

Konsultiert man einschlägige Lexika, so erfährt man, dass die «Kunst der Appropriation», ein Kind der Konzeptkunst sei. Das stimmt nur bedingt. Schon seit Jahrzehnten bedienen sich Künstler auf ihrer Motivsuche bei ihren Kollegen: Auguste Manet und Claude Monet taten es, genauso wie Picasso, Gerhard Richter und Peter Doig. Diese Aneignung ist nach wie vor en vogue, ob sie auch legal ist, darf bezweifelt werden. Als Karl-Theodor zu Guttenberg wegen seinen Abschriften für seine Dissertation überführt wurde, sprach ganz Europa von einem Plagiat, wenn dies Künstler tun, dann scheint es niemanden zu stören. Ein Armutszeugnis für die Kunst?

Dabei bewegen sich Guttenberg wie auch die Künstler in einer rechtlichen Grauzone. In der Basler Ausstellung sind es vorwiegend arrivierte Künstler, die sich solcher Methoden bedienen und auch wenn nicht alle ihre Quellen preisgeben, so haben sie doch nichts zu befürchten, da ihre Vorlagen von ähnlich bekannten oder unbekannten «Künstlern» stammen, deren Werke dadurch eine Aufwertung erfahren. Zahlreiche Bilder stammen auch aus den Medien, aus Zeitungen und Filmen und nicht selten ist die Aneignung Teil eines Konstrukts, das vorgibt sich auf bestehende Bilder zu beziehen. Als Beispiel seien Cindy Shermans «Untitled Film Stills» erwähnt. Zu sehen sind Fotografien oder eben «Film Stills» auf denen immer dieselbe Frau in unterschiedlichen Situationen, in Innen- oder Aussenräumen sichtbar sind. Selten posiert die Frau für die Kamera, die Fotos wirken wie beiläufig entstanden, doch zu keinem der Bilder gibt es einen real existierenden Film. Alle Frauen werden von Cindy Sherman gespielt und jedes Bild wie auch das gesamte Konzept der Bildserie, ist von ihr entwickelt worden. Ganz ähnlich verfährt Sherrie Levine. Die amerikanische Künstlerin fotografierte bekannte Aufnahmen des Fotografen Walker Evans aus einem Katalog ab.

### Grenzen der Darstellbarkeit

Obwohl Evans-Fotos sehr bekannt waren, unterlagen sie keinem Copyright mehr, zudem war Levines Fotografien kaum anzusehen, dass ihre Reproduktionen aus einem Katalog stammten. Ihre Arbeit hat denn auch eine kontrovers geführte Diskussion über Autorschaft und Original beziehungsweise Reproduktion ausgelöst. Interessant ist die Arbeit, weil sie bereits 1981 entstanden ist. Heute bedienen sich zahlreiche Künstler und auch Laien dieses Verfahrens, in dem sie Bilder aus Katalogen abfotografieren und aus ihnen wieder neue Bilder machen. Die Frage stellt sich, auf welche Weise die kontextuellen Bedingungen die Bedeutung eines Bildes beeinflussen? Eine Frage, die auch die Ausstellung nicht abschliessend beantwortet. Nicht immer verhält sich Kunst derart diskret und hinterlistig, hin und wieder zeigt sie ihre Vorlagen fast lapidar. Beispielsweise in «Ein Bild» des deutschen Filmemachers Harun Farocki. Er begleitete 1983 ein Team, das mit der Aufnahme eines Centerfold-Fotos für die deutsche Ausgabe des «Playboy» beauftragt war. Farocki machte aus dieser Fotosession einen Dokumentarfilm, der das «Making-of» dokumentiert. Seine Auftraggeber dachten an eine kritische Auseinandersetzung mit dem Gegenstand, die Macher der Bilder an eine Form der Werbung für ihre Bilder. Entstanden ist keines von beiden, sondern eine Dokumentation zur Entstehung eines Sujets. Søren Grammel hätte gut daran getan, mit dieser Arbeit die Ausstellung zu eröffnen. Sie hätte das System der «Appropriation» am sinnfälligsten erklärt. Denn allzu oft sucht man in der Ausstellung nach den Vorbildern und findet sie nicht. Die Kunst, die uns mit dieser Ausstellung offeriert wird, ist nicht leicht verdaulich. Man tut gut daran, zuerst das «Manual» zu lesen und danach die Werke zu studieren. Doch was man lernt, ist viel und für das Leben.

«Von Bildern. Strategien der Aneignung». Museum für Gegenwartskunst. Bis 24. Januar. Vernissage, heute 18.30 Uhr.

# Schweizer Gegenwart, Stars und Ambitionen

**Klassik** Das Sinfonieorchester Basel geht mit Werken von Jaggi, Strawinsky und Mozart in seine 139. Saison, für letzteren gastierte der französische Violinist Renaud Capuçon.

VON TUMAS CLALÜNA

Ganz zu Beginn, das Stadtcasino ist trotz brütender Hitze fast voll besetzt, tritt Dennis Russel Davis ans Mikrofon und erklärt: «Das heutige Konzert repräsentiert unsere Ziele als Sinfonieorchester: Schweizer Komponisten aufzuführen, Weltklasse-Solisten zu präsentieren und grosse Ambitionen zu hegen.» Für ihn selbst ist es seine letzte Spielzeit in Basel, für das Orchester die letzte Spielzeit im alten Stadtcasino und deshalb wolle man den Klang dieses Konzertsaals noch einmal voll auskosten, so das Programmheft. Das erste Werk, eine Uraufführung des Baslers Martin Jaggi (*1978), weckt da aber ganz andere Wünsche. Man möchte ins Orchester eintauchen, sich in der Mitte der Klänge suhlen, nicht unbedingt frontal im Zuschauerraum sitzen.

### Alte chinesische Musik

«Banpo. Oeuvre suisse #3» basiert auf der ältesten überlieferten Melodie aus China, ein vor 1500 Jahren in eine Tontafel geritztes Stück für Quin, eine Laute. Davon ist allerdings nurmehr die Struktur übrig. Es knallt, es rauscht, es fiept und flötet, so als befände man sich in einem südostasiatischen Urwald. Ab und an schleicht sich dann doch eine Melodie hervor, der Klang schwillt zum Fortissimo an und bricht abrupt ab, um wieder ganz fein und verästelt anzufangen. Das Stück hat etwas filmisches, es nimmt den Zuhörer mit auf eine Reise und natürlich spielt dabei das Vorwissen um die Quelle eine immense Rolle.

Dazu tragen auch typische Instrumente wie die Lotus-Flöte bei. Die Fantasie wird angeregt und man beginnt leicht zu dämmern. Tosender Applaus für das Orchester und den Komponisten.

**Bei Strawinsky beweist das Orchester seine ganze Kunst.**

### Und dann ein Österreicher

Dann betritt Renaud Capuçon (*1976) die Bühne, schliesst die Augen und lässt sich in Mozarts Violinkonzert Nr. 3 in G-Dur geradezu hingleiten. Untypisch hat Mozart das Allegro nicht als dauernden Wechsel zwischen Solo und Orchester komponiert, es ist eher ein gemeinsames schwelgen mit kurzen solistischen Passagen. Im Adagio scheinen kurz barocke Momente auf, dann wird es ziemlich schwülstig und ehrlich gesagt etwas langweilig. Das liegt vielleicht auch daran, dass Capuçon so dermassen sauber spielt, dass wenig über Mozart hinausweist.

Das ändert sich radikal im letzten und bekanntesten Teil, dem Rondeau. Allegro, wo die Bezeichnung Strassburger Konzert ihren Ursprung hat. Das ist volkstümlich tänzerisch. Capuçon lässt den Bogen kratzen und plötzlich strömt Leben durch den Saal. Das ist toll. Ebenso seine Zugabe, ein klagendes Solo, das nichts abgeklärtes mehr hat.

Damit ist die Brücke geschlagen zu Strawinskys Pétrouchka, seinem zweiten Ballett, dem dritten, das das Sinfonieorchester nach «l'oiseau du feu» und «Le sacré du printemps» aufführt. Hier darf das Orchester zur vollen Grösse auflaufen und seine ganze Kunst unter Beweis stellen. Das rund 30-minütige Stück fordert den Musikern alles ab. Unterschiedlichste Tempi, wahnwitzige Läufe und dauernde Stimmungswechsel. Sie meistern die Herausforderung mit Bravour.

Mit Burleske war der Abend übertitelt, so wie Stravinkys Ballett. Die Burleske steht aber auch für das Aufeinandertreffen dreier ganz unterschiedlicher Kompositionen, die aber doch ihre Gemeinsamkeiten offenbarten, wie Jaggi und Stravinsky, die beide eine Reise unternahmen, oder den Übergang von Mozart zu Stravinsky, der die Lust am Volkstümlichen demonstrierte.